

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 170 (1891)

Artikel: Eine Hosengeschichte
Autor: Morgen, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

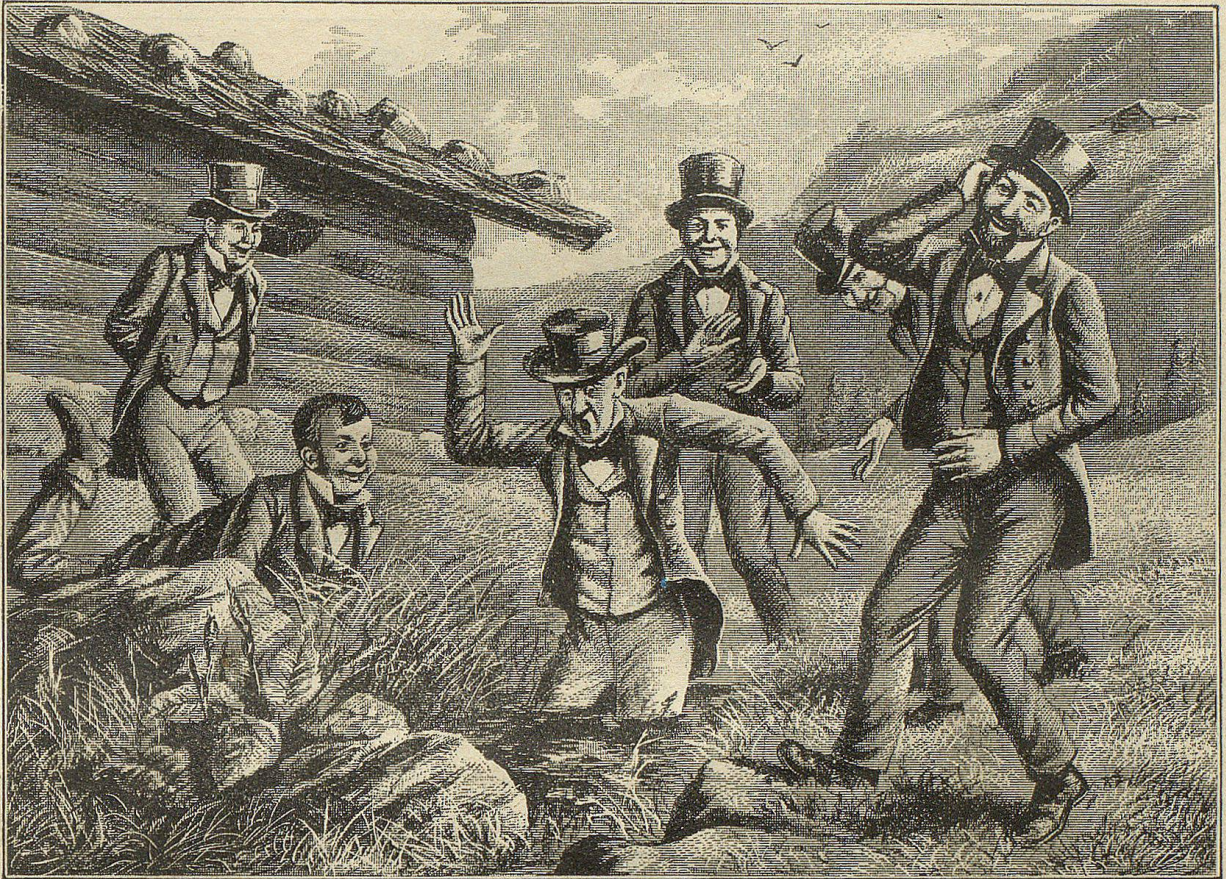
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Gosen Geschichte.

Von Alfred Morgen.

Auf der Altenalp herrscht reges Leben. Eine Gesellschaft vom Weißbad ist heraufgekommen, hat prächtigen Sonnenschein und herrliche Fernsicht getroffen und ist darob über alle Maßen vergnügt. Die Sangesüchtigsten unter ihnen stimmen ein Lied an und als es in den Bergen kräftigen Wiederhall gefunden, lassen sie noch ein halbes

springt wieder auf die Füße, um seinen Gegner zu verfolgen, und so geht's weiter. „Aber mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell!“ hat schon Schiller gesagt. Ein junger Bürger von Gais macht die Entdeckung, daß es eigentlich sehr schmutzig um die Hütte herum und bemüht sich,



Duzend nachfolgen. Das letzte, volkstümlich-humoristische Natur, versetzte sie bald in jene fröhliche, ausgelassene Stimmung, zwischen der und dem feierlichsten Ernst die Appenzeller so auffällig rasch zu wechseln pflegen. Sie spielen „Fangis“ und machen dabei einen Mordshalloh. Wie bei der Schlacht am Stoß stürmen sie den Hügel hinan, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht so blutig dabei hergeht und daß hier die Sieger die ersten sind, die retiriren. Die Besiegten folgen und nun fängt das Treiben erst recht an. Im Trab geht's um die Hütte herum. Der Eine überrennt den Andern, der

nur die trockensten Stellen zu berühren. Doch das Gall'sche Unterscheidungsvermögen ist leider bei ihm zu wenig ausgeprägt, er hält den von Luft und Sonne gebildeten wellenförmigen Ueberzug für simple Kuhtritte und gleitet bis über die Knie in eine — Düngergrube.

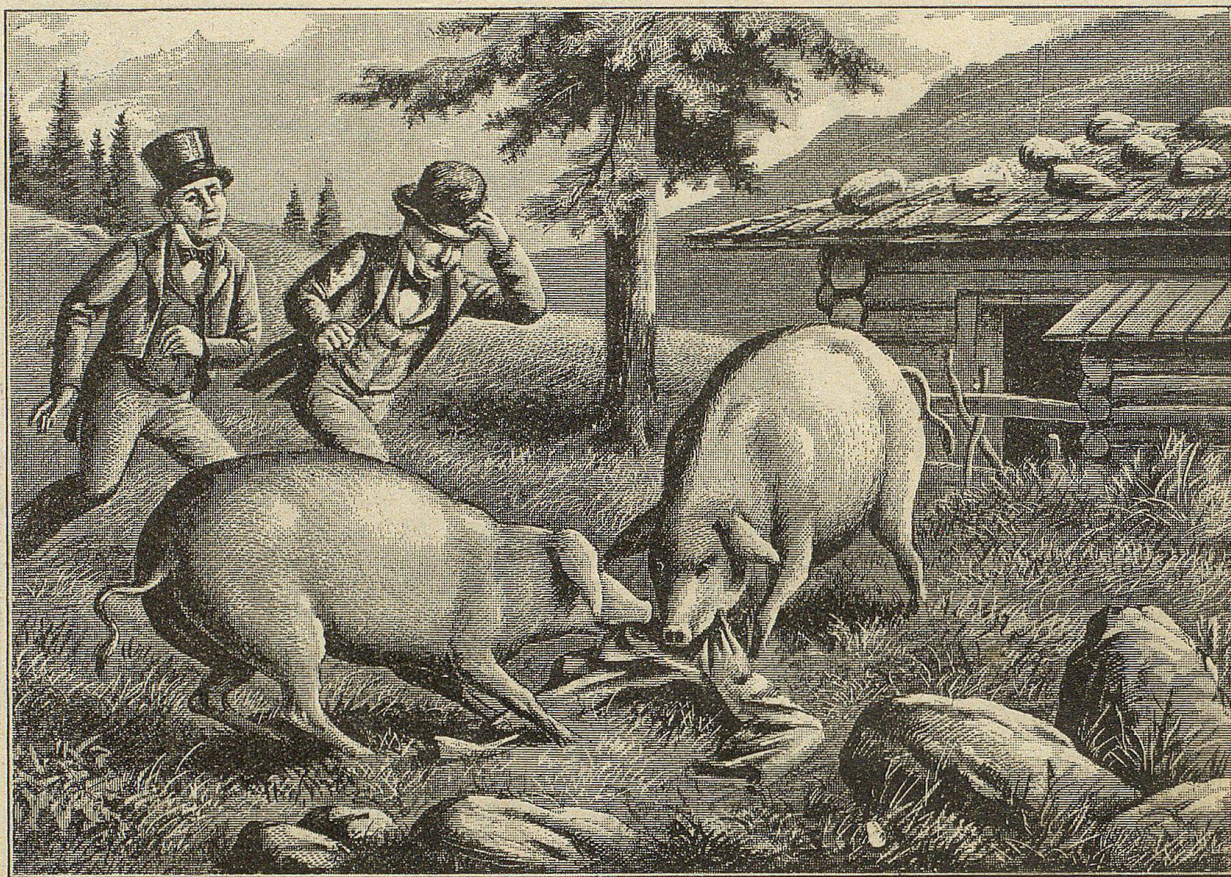
Wenn du, lieber Leser, noch niemals solche tragikomische Situationen erlebt hast, dann stelle dir in deiner Phantasie einmal den Gaiser vor: Ein schlanker junger Mann mit hellen Beinleidern, weißer Weste, grünem Camisol (wie sie in den vierziger Jahren, wo diese Geschichte spielt, Mode waren), gelbem Hut und feiner

weißer Wäsche und dann — in dieser Verfassung! Da muß ja der eingefleischteste Hypochonder den Lachkrampf bekommen! Auch unsere Gesellschaft überfiel eine nicht enden wollende Zwerchfellerschütterung, die in Gestalt von Schadenfreude selten denjenigen erbaut, dem das Malheur willig die Hand reichte.

So ging es auch dem aus der Grube gezogenen jungen Manne. Was sollte er thun? In diesem Zustande konnte er nicht eine Stunde verharren, geschweige denn mit den

ling muß sich in's Heu legen, dann will man seine Hosen waschen, an der Sonne trocknen und ihm wiederbringen.

Was soll man thun, wenn man in eine Lage gerathen ist, aus der es nur einen natürlichen aber zugleich langweiligen Ausweg gibt? Man bequemt sich! Das sah auch der Sohn des Mittellandes ein und die Gesellschaft schritt an's Werk. Wasser ist bald gefunden, die Hose gewaschen und damit sie rasch trocknet, legt man sie auf's Schindelbach der an einem Felsen lehenden Hütte. Dort



Kameraden in's Weißbad zurückkehren, wo die Liebste seiner wartete. Mit welcher Miene würde seine Braut einen solchen einstigen Gatten betrachten! Nein, das ging nicht! Aber auch seinen Begleitern leuchtete, als die erste Freude vorüber war, ein, daß hier etwas geschehen müsse. Ein Stutzer ist immerhin noch erträglich, zum mindesten geduldet; wird er aber in so unfreiwilliger Weise parfümirt, so nimmt der Umgang mit ihm doch einen bedenklichen Charakter an. Und mit diesem Faktor muß die Gesellschaft rechnen. Sie beräth daher, was zu thun ist und man verständigt sich: Der Jüng-

entfallen die Sonnenstrahlen ihre größte Wärme und Alle athmen auf in der Vorfreude des guten Erfolges. Ruhiges Zuwarten ist nicht Sache der Appenzeller, ein Factum, das besonders die Aerzte sehr beklagen, wenn sie sehen wie ein Patient wegen eines einfachen Rheumatismus fünf ihres Standes innerhalb 14 Tagen nacheinander consultirt. Hier ist diese Untugend allerdings nicht gefährlich, denn sie macht es den Herren möglich, einen Ausflug in die nächste Umgebung zu unternehmen, von welcher man in einer Stunde zurückkehren will. Man steigt die Anhöhe hinan, bis man zu jener Stelle

gelangt, wo die Natur den grotesken Schönheiten der Gebirgswelt eine liebliche Erscheinung zugesellte, nämlich eine kleine Tropfsteinhöhle. Hier verweilte die Gesellschaft, indem die Einen der Ruhe pflegten und die Andern sich dem Vollgenuß des Erhabenen hingeben. Die Berge werfen lange dunkle Schatten in den Seealpssee und die Sennen von Nah und Fern lassen ihre Fodel ertönen. Zwischenhinein hört man die Glocken der Kühe und Ziegen und ein Rudel Gamsen biegt scheu um die

nicht auf die Alp gekommen sein; die Gesellschaft hätte ihn bemerken müssen. Also bleibt keine andere Annahme übrig, als: Der Gefangene ist aufgestanden und hat seine Hose geholt. Man lugt durch eine Spalte auf den Heuschaber und überzeugt sich bald von der Unhaltbarkeit dieser Voraussetzung. Der moderne Sansculotte ist eben damit beschäftigt, die Briefe, die ihm im Laufe des Jahres seine Braut geschrieben, zum 29. Male durchzulesen. Nun geht das Suchen auf's Neue und



Felsengräte der Bergkette. Niemand denkt an's Heimgehen, bis man sich endlich des harrenden Gefährten erinnert. Ungleich rascher wie man den Hügel erstieg, erreicht man die Hütte, aber o Schrecken — die Hose ist verschwunden. Alles Suchen nach derselben ist vergeblich. Wo mag sie geblieben sein? Der Wind kann sie kaum genommen haben, denn kein Lüftchen regt sich. Der Senn ist schon vor ihrem Ausflug dem Vieh nachgegangen und kommt erst in einer Stunde zurück und außer ihm wird die Alp gegenwärtig von keiner Menschenseele bewohnt. Ein Fremder kann inzwischen auch

noch energischer wie vorher los, aber das Resultat bleibt dasselbe: Nirgends zeigt sich eine Spur der verlorenen Hosen! Da fängt der im Heu an, sich zu bewegen. Er hat die zurückkehrenden Kameraden gehört und sehnt sich nach der Freiheit. Er ruft. Doppelte Noth. Erst antwortet man nicht und dann tröstet man ihn, man komme bald.

Wie man nun noch ganz rathlos hin und her rennt, ruft plötzlich der Eine dem Andern zu: „Nueg, was hend die Saue do?“ Der Angeredete schaut sich um und bemerkt, wie zwei Sauen sich um einen alten, schmutzigen Gegenstand reißen. Er geht näher und sieht, daß es ein

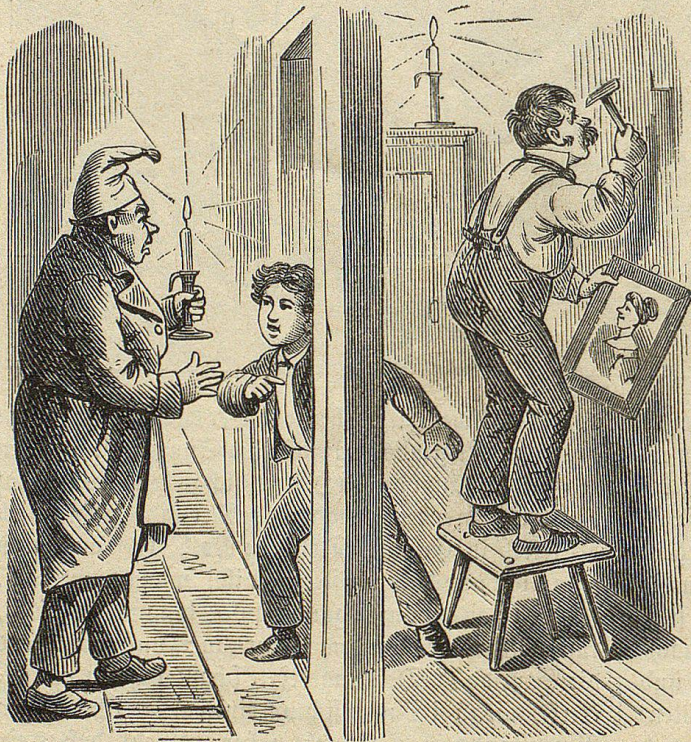
Stück Tuch. „I glob bim Welt, es sind die Hose!“ ruft der andere wieder und im gleichen Augenblicke hat die Gesellschaft Gelegenheit sich zu überzeugen, wie die beiden Sauen den letzten Ueberrest der Hosepakken, jede an einem Viertelstoß zerrt und sie dort trennt, wo der Schneider sie, als es noch ganze Stöße waren, mit so vieler Weisheit zusammengenäht hat. Das sind saubere Geschichten, seufzten halb ärgerlich, halb lachend die Bockvögel. Was sollen wir nun mit unserm Unglücksgefährten anfangen? Jedenfalls müssen wir ihn von dem neuen Malheur sogleich in Kenntniß setzen. Das geschieht denn auch. Der Betroffene fängt an zu jammern und zu lamentiren. Bis man ihm aus dem Thale neue Hosen gesandt hat, kann er doch nicht im Heu bleiben und noch viel weniger kann er ohne Hosen hinabgehen! Wäre nur der Senn nicht ausgegangen! Vielleicht könnte ihm der mit ein Paar alten aushelfen! Doch er kommt ja wieder und da ist es das Beste, seine Rückkehr abzuwarten.

Endlich erscheint der rettende Geist und ist auch bereit, sein zweites Paar Hosen dem Engbedrängten zu leihen und bedauert nur, daß dieselben mit einem Stoffe gefärbt sind, mit dem man sonst keine Kleidungsstücke färbt und der auch keine Aussicht hat, in nächster Zeit in der ele-

gantem Welt Mode zu werden. Aber wozu versteht man sich nicht, wenn man in der Noth ist? Der glückliche Besitzer der weißen Weste, des grünen Camisols, des gelben Hutes und der feinen weißen Wäsche bedient sich, wenn auch mit saurer Miene, der Unvermeidlichen. Fataler Weise ist aber der Senn ein kurzer dicker Mann und trägt seine Hosen nach Sennenmanier bis fast unter die Arme hinaufgehend, während unser Gaisler schlank gewachsen ist und lange Beine hat. Nun vergegenwärtige man sich das jetzt folgende Tableau: Zieht der seine Toilette Ergänzende die Hosen bis in den Schritt heraus, so reichen ihm die Stöße nur bis zu den Knien, läßt er sie herunter, so bilden Schritt und Kniee eine gerade Linie.

Wir wollen es dem Leser überlassen, sich den Heimweg, die Ankunft im Weißbad und den Empfang seiner Braut auszumalen und möchten ihm nur anempfehlen, sich nicht allzusehr über das Schicksal des Helden zu freuen und besonders ihn nicht in Gais aufzusuchen. Er sinnt heute noch auf Rache gegen Alle, die sich auf seine Kosten lustig machen und könnte leicht einem Alzuzühnen einen Schabernack anhängen, der dann Stoff zu einer neuen Kalendergeschichte böte.

Bweidentig.



Nachbar: „Na, wird der Spektakel noch lange dauern?“ — Knabe: „Nicht mehr lange — nur bis der Vater die Mutter aufgehängt hat.“

Der verhinderte Schuß.

Den größten Triumph der Kunst hat einmal der berühmte Heldenspieler Mirette in Trebnitz erzielt. Er trat in der Truppe, welche die dortige Gegend unsicher machte, als „Wilhelm Tell“ auf. Als Geflüster ihm nun befahl, den Apfel vom Haupte seines Knaben zu schießen, bat Tell so flehentlich, ihm den Schuß zu erlassen und sprach die Schiller'schen Verse so erbarmungswürdig, daß die Umstehenden förmlich gerührt wurden. Geflüster, der etwas bekneipt war, vergaß seine Rolle als erbarmungsloser Tyrann vollständig. Die Thränen liefen ihm über die Backen! „Ich erlasse dir den Schuß, Tell, geh' nach Hause“, sagte der Landvogt mit schluchzender Stimme. „Und du, mein Junge, hier hast du den Apfel!“ Damit war die Vorstellung natürlich zu Ende, denn ohne den Apfelschuß war jede Fortsetzung unmöglich.

Mirette hatte seine Rolle eben zu rührend und zum Erbarmen gespielt!